

(Nachdruck verboten.)

41]

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Nechjudow aber trat nicht in das Gutscomptoir, sondern setzte sich auf die Treppentufen, überdachte seinen Plan und wehrte mit beiden Händen die vor dem Gewitter in Schwärmen auf ihn eindringenden Mücken ab. Erbohte Frauenstimmen, zwischen denen die ruhige Stimme des Verwalters klang, lenkten ihn ab. Er begann zu horchen.

„Dazu reicht meine Kraft nicht aus; Du mußt mir ja das letzte, was ich an Leibe habe,“ sagte eine erbohte Frauenstimme.

„Sie hat sich ja mit verlaufen,“ sagte eine andre Stimme. „Sieh her, sage ich. Was quälst Du das Vieh und läßt die Ständer ohne Milch!“

Nechjudow ging aus dem Hause hinaus und trat zur Hintertreppe, an der zwei zergangene Frauen standen. Eine von ihnen war offenbar schwanger. Auf den Treppentufen, die Hände in den Taschen des Segeltuchpaletots, stand der Verwalter. Beim Anblick des Herrn verstummten die Frauen und stiegen an, die herabgerutschten Klopftücher zurechtzurücken; der Verwalter aber zog die Hände aus den Taschen und fing an zu lachen.

Die Sache war die, daß die Bauern, wie der Verwalter sagte, absichtlich ihre Külder und Kühe auf die Herrenwiese ließen. Und nun waren zwei Kühe vom Hofe dieser Weiber auf der Wiese erwischt und eingetrieben worden. Der Verwalter verlangte von jeder Frau dreißig Kopelen für die Kuh oder zwei Tage Arbeit. Die Frauen aber blieben dabei: erstens, ihre Kühe hätten sich nur verlaufen, zweitens hätten sie kein Geld, und drittens verlangten sie, wenn auch gegen Versprechen von Arbeit, sofort Rückgabe ihrer Kühe, die vom Morgen an ohne Futter in der Sonnenhitze ständen und jämmerlich brüllten.

„Wie oft habe ich gebeten,“ sagte der lächelnde Verwalter und schaute sich dabei nach Nechjudow um, als rief er ihr zum Zeugen an: „wenn Ihr zum Mittagessen geht, so gebt auf das Vieh acht.“

„Bin nur zu meinem Kleinen gelaufen, da sind sie ausgebrochen.“

„Geh doch nicht weg, wenn Du es auf Dich genommen hast, sie zu hüten.“

„Und wer soll den Kleinen nähren?“

„Gäßen die Wiese schön abgeweidet und kein Dandkneipen danach gekriegt; so aber sind sie kaum hinaufgelaufen,“ sagte die andre.

„Haben alle Wiesen abgegrast,“ wandte sich der Verwalter an Nechjudow. „Wenn man sie dafür nicht bestraft, giebt es überhaupt kein Heu mehr.“

„Ach, mach' was doch nicht schlecht,“ schrie die Schwangere; „meine sind niemals hineingelaufen.“

„Jetzt sind sie es aber; gib das Geld her oder arbeite es ab.“

„Aum, dann arbeite ich schon. Laß aber die Kuh los und quäl sie nicht!“ schrie sie böse herans. „So hat man Tag und Nacht keine Ruhe. Die Schwiegermutter ist krank. Der Mann umgekommen. Ueberall rackert man sich allein ab. Und die Kraft reicht doch nicht aus. Gestik' an Deinem Arbeiten!“ rief sie und begann zu weinen.

Nechjudow hat den Verwalter, die Kühe freizulassen und ging selbst ins Haus und wunderte sich darüber, daß die Menschen das nicht sahen, was so überaus klar war.

„Si, ist das ein schlauer Kerl!“ sagte ein schwarzer, auf einer fetten Stute schaukelnder Muschil mit zottigen, unausgekannten Barte zu einem andern, neben ihm reitenden und mit der Spannfette karrenden alten, hageren Bamer in zerrissenem Kasten.

Die Bauern ritten zur Nachtweide, um die Pferde auf dem großen Wege und heimlich im Herrenwald zu weiden.

„Merkt Du, die Wiesen wachsen zu; muß Feiertags die Weibsen zum Jäten hinschicken“ — sagte der hagerer Muschil im zerrissenen Kasten — „sonst zerbricht man die Sense.“

„Unterschreibt, sagt er,“ fuhr der zottige Muschil in seiner Beurteilung der Rede des Herrn fort. „Unterschreibt, und er verschlingt Euch bei lebendigem Leibe!“

„Das ist so, wie es ist,“ antwortete der Alte.

Und sie sprachen nichts weiter; man hörte nur das Stampfen der Pferdehufe auf dem harten Wege.

„Will Euch das Land umsonst abtreten, nur unterschreibt.“

„Hat uns gerade genug zum Narren gehabt. Nein, Freund, Du scherzest. Heut verstehen wir unsre Sachen schon selbst,“ setzte er hinzu und begann ein Hengstfüllen, das sich losgemacht hatte, zu rufen: „Füllen! Füllen!“ rief er, hielt das Pferd an und schaute sich um; aber der junge Hengst war nicht hinten, sondern auf der Seite — er war auf die Wiese gesauert.

„Si, hat sich an die Herrenwiese herangemacht,“ sagte der schwarze Muschil mit zottigem Bart, als er das Rascheln des Rossampfers hörte, auf den der zurückgebliebene Füllhengst aus der taugigen, dufenden Wiese mit Gewieher galoppierte.

Achtes Kapitel.

Als Nechjudow in das Haus eintrat, fand er in dem Gutscomptoir, das zu seinem Nachtquartier hergerichtet war, ein hohes Bett mit Daunenpfeulen, zwei Kissen und einer bordeauxroten, zweifachläufigen, fein mit Mustern gesteppten, seidnen Bettdecke ohne jeden Knick, augenscheinlich ein Stück von der Aussteuer der Verwalterin. Der Verwalter hat Nechjudow die Nachbleibsel des Mittagessens an, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Er entschuldigte sich dann wegen der schlechten Bewirtung und entfernte sich. Nechjudow blieb allein.

Die Weigerung der Bauern beunruhigte Nechjudow durchaus nicht. Zur Gegenteile, trotzdem man dort in Ausmüßigkeit, seinen Vorschlag angenommen und die ganze Zeit hindurch gedankt hatte, ihm hier aber Mißtrauen und sogar Feindseligkeit entgegengebracht worden war, fühlte er sich ruhig und fröhlich. Im Gutscomptoir war es schwül und ungesund. Nechjudow trat auf den Hof hinaus und wollte in den Garten gehen, aber da erinnerte er sich an jene Nacht, an das Fenster des Mädchenszimmers, und die Hintertreppe — und es war ihm unangenehm, an einen durch freibehaltene Erinnerungen entweihten Ort zu gehen. Er setzte sich wieder auf die kleine Treppe, atmete den starken Duft der jungen Birkenblüten ein, der die warme Luft erfüllte, und schaute lange auf den dunkel werdenden Garten und horchte auf die Mühle, die Nachtigallen und einen Vogel, der im Gebüsch unmittelbar an der Treppe eintönig pfiß. Zur Fenster des Verwalters erlosch das Licht; im Osten hinter der Scheune flammte der aufgehende Mond wie eine Feuersbrunst auf; Wetterleuchten begann immer heller und heller den zugewachsenen blühenden Garten und das haufällige Haus zu erhellen. In der Ferne ertönte Donner, und ein Drittel des Himmels wurde von einer schwarzen Wolke bedeckt. Die Nachtigallen und andern Vögel verstummten. Zwischen dem Lärm des Wassers an der Mühle hindurch ertönte das Geschwatter der Gänse, und dann begannen im Dorf und auf dem Hof des Verwalters früh die Hähne zu krähen, wie sie gewöhnlich in heißen Gewitternächten vor der Zeit krähen. Es giebt ein Sprichwort, daß Hähne, die früh krähen, eine fröhliche Nacht melden. Für Nechjudow war diese Nacht mehr als fröhlich. Es war für ihn eine freudreiche, glückliche Nacht. Die Einbildungskraft rief ihm die Eindrücke jenes glücklichen Sommers wieder vor das Gedächtnis, den er hier als unschuldiger Jüngling zugebracht, und er fühlte sich jetzt so, wie er nicht nur damals, sondern stets in den besten Augenblicken seines Lebens gewesen war. Er erinnerte sich nicht nur daran, sondern er fühlte sich genau so, wie er damals gewesen war, wo er als vierzehnjähriger Knabe zu Gott gebetet hatte, Gott möchte ihm die Wahrheit offenbaren; wie er als Kind auf dem Schoß der Mutter geweint hatte, wenn er sich von ihr trennen sollte, und versprochen, immer gut zu sein und sie nie zu betrüben — er fühlte sich so wie damals, als Nikoljenta Irtenjew und er beschlossen hatten, einander immer zu einem guten Leben zu helfen und alle Leute glücklich zu machen.

Er dachte jetzt daran, wie in Kusminske die Verjüngung über ihn gekommen war, und ihm das Haus und der Wald, und die Wirtschaft und das Land leid gethan hatten, und er fragte sich jetzt: ob es ihm noch leid thäte? Aber jetzt kam es ihm nur sonderbar vor, daß er Bedauern darüber hatte empfinden können. Er dachte an alles, was er heute gesehen; an das Weib mit den Kindern ohne Mann, der wegen Holzdiebstahl in seinem, Nechjudows Walde, ins Gefängnis geworfen war, und an die schreckliche Matrjona, die da glaubte, oder wenigstens sagte, daß Weiber ihres Stands sich den Herren preisgeben müßten; er dachte auch an ihr Verhalten zu den Kindern, die Art der Fortschaffung dieser ins Zindelhaus, und an jenes unglückliche, greifenhafte, lächelnde, aus Mangel an Nahrung sterbende Kind im Krüppchen. Dann erinnerte er sich plötzlich an das Gefängnis, die rasirten Köpfe, die Zellen, den widerwärtigen Geruch, und an die Fesseln, und daneben an das sinnlos verschwenderische Leben der Reichen in der Stadt, ihn selbst nicht ausgenommen.

Endlich fiel ihm noch die schwangere, schwache Frau ein, die man zwingen mußte, für ihn zu arbeiten, weil sie, von Mühen aller Art überhäuft, auf ihre hungrige Kuh nicht Acht gegeben hatte . . .

Der helle, fast volle Mond trat hinter der Scheune hervor; über den Hof legten sich schwarze Schatten, und das Eisen auf dem Dach des baufälligen Hauses erglänzte.

Als wenn sie diesen Schein nicht vorübergehen lassen wollte, begann die verstummte Nachtigall im Garten zu flöten und zu schlagen.

Nechjudow erinnerte sich, wie er in Kusminske begonnen hatte, sein Leben zu überdenken und mit sich ins Reine darüber zu kommen, wie und was er in Zukunft unternehmen würde, und dachte daran, wie er sich in diese Fragen verwickelt hatte und sie nicht entscheiden konnte; so viele Möglichkeiten lagen bei jeder einzelnen Frage vor. Er stellte sich jetzt dieselben Fragen und wunderte sich, wie alles so einfach war. Es war aber einfach, weil er jetzt nicht daran dachte, was dabei aus ihm würde; ja, das interessierte ihn nicht einmal; er dachte nur an das, was er thun mußte. Und seltsam! was er für sich nötig hatte, konnte er auf keine Weise herausbekommen, was aber überhaupt nötig war, wußte er ganz genau.

Er wußte jetzt ganz genau, daß man das Land an die Bauern abtreten müsse. Er wußte ganz genau, daß er Katjuscha nicht verlassen dürfe, sondern ihr helfen und zu allem bereit sein müsse, wodurch er seine Schuld gegen sie abbüßen könnte. Er wußte ferner, daß er alles, was das Gericht und die Strafen betraf, durchgehen, untersuchen, sich klar machen und begreifen müßte; dabei fühlte er dann, daß er manches sähe, was die andern nicht sähen. Was aus alledem werden würde — das wußte er nicht; er wußte nur ganz bestimmt, daß er das eine und das andre und das dritte thun müßte. Und diese feste Ueberzeugung stimmte ihn fröhlich.

Die schwarze Wolke war ganz nahe herangerückt; man sah schon nicht mehr Wetterleuchten, sondern Blitze, die den ganzen Hof und das zerfallene Haus mit den abgebrochenen Treppen erhellten; und der Donner rollte schon über dem Kopfe. Alle Vögel waren still geworden, aber dafür begannen die Blätter zu rauschen, und der Wind lief zu der Treppe, auf der Nechjudow saß, und zaufte ihn an den Haaren.

Ein Tropfen fiel; noch einer; es fing an, auf die Ketten und das Eisendach zu trommeln, und die ganze Luft flammte hell auf; alles war still, aber Nechjudow hatte kaum bis drei gezählt, als es gerade über seinem Kopfe fürchterlich krachte und am Himmel entlang rollte.

Nechjudow trat ins Haus.

„Ja, ja,“ dachte er, „dasjenige, was durch unser Leben erfüllt wird, das ganze Werk, sein ganzer Sinn ist mir unverständlich und kann mir gar nicht verständlich sein: wozu waren die Tanten da, warum ist Nikolsenka Irtenjew gestorben, während ich lebe? Warum war Katjuscha? Und meine Berrücktheit und mein ganzes folgendes ausschweifendes Leben? Alles das zu begreifen, das ganze Werk des Herrn zu verstehen, liegt nicht in meiner Macht. Aber seinen Willen thun, der in meinem Gewissen geschrieben steht, — das liegt in meiner Macht, das weiß ich gewiß. Wenn ich seinen Willen thue, dann bin ich unzweifelhaft ruhig.“

Der Regen fiel schon in Strömen und floß rauschend vom Dach in die Regentonnen; seltener erhellten Blitze Haus und Hof. Nechjudow kehrte in das Zimmer zurück, entkleidete

sich und legte sich ins Bett nicht ohne Zucht vor den Wanzen, deren Anwesenheit von den Wänden abgerissene schmutzige Papierstreifen ahnen ließen.

„Ja, sich nicht als Herrn, sondern als Diener fühlen,“ dachte er und freute sich über diesen Gedanken.

Seine Befürchtung war gerechtfertigt. Kaum hatte er das Licht ausgelöscht, als die Insekten über ihn herfielen und ihn zu beißen begannen.

„Das Land abgeben, nach Sibirien ziehen, — Flöhe, Wanzen, Unsauberkeit . . . Ach was, wenn es ertragen werden muß, ertrage ich es.“

Aber trotz seines guten Willens konnte er dieses nicht ertragen. Er setzte sich an das offene Fenster und betrachtete die fortleitende Wolke und den wieder hervortretenden Mond.

Neuntes Kapitel.

Erst gegen Morgen schlief Nechjudow ein und erwachte deshalb am andern Morgen spät.

Mittags kamen auf Einladung des Verwalters sieben ausgewählte Bauern in den Garten, wo der Verwalter unter Apfelbäumen auf Pfählen, die in die Erde getrieben waren, einen kleinen Tisch und Bänke aufgeschlagen hatte.

Ziemlich lange wurde auf die Bauern eingeredet, die Mühen aufzusetzen und sich auf die Bänke niederzulassen. Besonders hartnäckig hielt ganz regelrecht wie bei dem Kommando „Zum Gebet!“ der frühere Soldat, der heute mit reinen Fuchslappen und Bastschuhen bekleidet war, seine zer-rissene Bastmütze vor sich hin.

Als aber einer von ihnen, ein breitschultriger Alter von ehrwürdiger Aussehen mit halbergraunem Bartzotteln, wie der Moses von Michelangelo, und dichtem, grauem, lockigem Haar um die verbrannte, kahlgewordene zimmetbraune Stirn seine große Mütze aufsetzte, den neuen Hausmacherkraus zusammen-schlug, nach der Bank durchschlüpfte und sich niederließ, da folgten die übrigen seinem Beispiel.

Als alle Platz gefunden hatten, setzte Nechjudow sich ihnen gegenüber, stützte sich mit dem Ellbogen auf den Tisch über dem Papier, welches den Entwurf des Projekts enthielt, und begann denselben auszuliegen.

Entweder weil die Bauern in geringerer Anzahl da waren, oder weil er nicht mit sich, sondern mit der Sache beschäftigt war, fühlte Nechjudow dieses Mal keine Befangenheit. Er wandte sich unwillkürlich in erster Linie an den breitschultrigen Greis mit weißen Bartzotteln und erwartete von ihm Beifall oder Widerspruch.

Aber die Vorstellung, die Nechjudow sich von ihm gemacht, war eine irrige. Der Wohlgestaltete nickte wohl auch beifällig mit seinem schönen Patriarchenkopfe, oder schüttelte ihn stürmzeln, wenn die andern Erwidierungen machten, aber er begriff augenscheinlich nur mit großer Mühe Nechjudows Worte und zwar erst dann, wenn die Bauern sie ihm in ihre Sprache übersetzten.

Weit besser verstand Nechjudows Worte ein neben dem alten Patriarchen sitzender kleiner, einäugiger, fast bartloser Greis in gesticktem Mantelunterzieher und alten, schief getretenen Stiefeln. Es war ein Ofenseker, wie Nechjudow später erfuhr. Dieser Mensch bewegte schnell die Augenbrauen bei der Anstrengung des Nachdenkens und erzählte sofort in seiner Art weiter, was Nechjudow gesagt hatte. Ebenso schnell verstand ihn auch ein nicht großer stämmiger Alter mit weißem Bart und glänzenden, verständigen Augen. Er benutzte jede Gelegenheit, um scherzhafte, ironische Bemerkungen zu Nechjudows Worten einfließen zu lassen; offenbar machte er sich damit ein wenig wichtig. Auch der ehemalige Soldat hätte, wie es schien, die Sache verstehen können; aber war an die sinnlosen Ausdrücke der Soldatensprache gewöhnt und deshalb befangen.

Am ernstesten von allen verhielt sich zu dem Gegenstand ein hochgewachsener, in tiefem Daß sprechender, langnäsigter Mann mit kleinem Bärtchen, sauberer Hausmacherkleidung und neuen Bastschuhen. Dieser Mann verstand alles und sprach nur dann, wenn es nötig war. Die noch übrigen zwei Alten — derselbe Zahnlose, der gestern in der Versammlung entschiedene Absagen auf alle Vorschläge Nechjudows geschrien hatte, und ein hoher, weißer, lahmer Alter mit gutmütigem Gesicht und Halbstiefeln an den mageren, mit weißen Fuchslappen fest umwickelten Beinen — schwiegen fast die ganze Zeit, hörten dabei aber aufmerksam zu.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

In der ruhmreichen Geschichte der „Großen Berliner“ war am vorigen Sonnabend der Höhepunkt erreicht. Zum erstenmal funktionierte an diesem Tag der Betrieb in idealer Fehlerfreiheit. Am Vormittag gab es zwar noch einige durch matt laufende Straßenbahn-Gefährte verursachte Störungen, am Nachmittag aber und Abend dieses historischen Sonnabends war ein Grad der Vollendung erklommen, an den auch die beiden folgenden, immer noch sehr verdienstvollen Tage nicht mehr ganz heranzureichen vermochten.

Welchen unermeßlichen Fortschritt hatte die unter der Last ihrer Lantienen und Dividenden mühselig ätzende Gesellschaft doch seit jenen Schneeverwehungen gemacht, die im Winter den Eisenbahnminister v. Thielen zu der vielerörterten Meinung veranlaßten, der Schnee sollte schleunigst aufhören zu fallen, widrigenfalls er, der Minister, sonst gegen das unter schmähslichen Wolken-Kontraktbruch in die Erscheinung getretene staatsfeindliche Wetter mit den schärfsten Mitteln einschreiten würde! Das war damals, als hunderte von Straßenbahnwagen sich hartnäckig weigerten, auch nur einen Zoll breit von ihrem einmal eroberten Platz in der Mitte der Straße zu weichen. Wie anders jetzt!

Kein plumper Kasten verzierte die Stadt. Die Direktion, die sich sonst allen Wünschen nicht nur der Angestellten, sondern auch des Publikums im Interesse der Aufrechterhaltung der Disziplin widersetzt, hatte an diesem Sonnabend bereitwillig gestattet, daß jeder für einen einzigen Groschen durch ganz Berlin und seine Vororte auf allen Linien — gehen konnte; an jeder Straßenecke durfte man aufsteigen, ohne zu einer Nachzahlung angehalten zu werden. In keinem Wagen versagten die Bremsen, der Accumulator, die Oberleitung.

Keiner war überfüllt; ohne Drängen, ohne ärgerliches Warten, ohne den gallentreibenden Abweigerungsruf „Vesetzt“ widerte sich der Betrieb ab. Niemand übertrat das Gebot, daß man im Fahren weder auf- und absteigen soll, insolgedessen auch keine Unfälle sich ereigneten. Das schrille Gelärm der Kloden war in einer feierlichen Sabbatstille erloschen. Mit großer Liebenswürdigkeit und Sicherheit hielten die mitten auf den Geleisen in eherner Wucht und Ruhe thronenden Schulpente den Nicht-Verkehr aufrecht. Die Leipzigerstraße gleich einer friedlichen Sommerstraße für Krerkranke. Nur die Droschkenperde wickelten ab und zu ein freudetrunkenes Hallelujah. Aber das reizte nicht, sondern sänsigte nur die Nerven der Großstadtpatienten — wie mildes Vogelgepieß. Ueber dem Asphalt wehte die große, heilende Stille, und Berlin gab sich mit Andacht und Ausdauer dem schwierigsten und deshalb am wenigsten geübten Sport hin, zu Fuß zu gehen.

Berlin zu Fuß — niemals mehr, fürchten wir, wird die Weltgeschichte solch erhabenen Anblick schauen, niemals wieder solcher Märchenstille des Dornröschen Schlosses lauschen, niemals wieder wird ein Spatz auf einer Weiche des Dönhofsplatzes seine Mittagsruhe halten, und in der Königstraße am hellen Mittag feiertagsgestimmte Fußgänger mit Entzücken dem Schluchzen einer Nachtigall folgen, die auf der Kreuzung zweier Leitungsdrähte saß. Ueber die lehrerwähnte Thatsache gehen freilich die Ansichten meiner Gewährsmänner auseinander; die einen behaupten, es sei keine Nachtigall gewesen, sondern eine summende Schneeflüge, und noch andre versichern, die Ohrenweide sei von drei Schulbuben vollführt worden, die zur Erhöhung des festlichen Glanzes im wiederholten Nüchfall gröhend versicherten: „Wir sind die Säger...“ So schwierig ist es, Thatsachen wahrheitsgemäß festzustellen. Darüber indessen herrscht wieder Meinungsseinheit: Zu der mehr als halbtausendjährigen Geschichte Berlins vom Finsierdorf bis zur Domäne der „Großen Berliner“ befanden sich die Einwohner niemals in einem so vorzüglichen Gesundheitszustand wie in jenen erlesenen Stunden. Die tiefe Ruhe, das zu Fuß gehen, die Freude, daß die Altien der „Großen Berliner“ gefallen — all dies wirkte wunderbar auf das Befinden der Bürger. Daher sah man auch nur heitere Gesichter, und lede Scherzwoorte flogen von Mund zu Mund. Nur einmal blüht im Jahr der Mai...

Nacht Tage sind seitdem erst verfloßen, und doch liegt jener Sabbat des Straßenbahnstreiks wie ein — die Dichter würden sagen — ferner Trauma hinter uns. Ich kann's nicht fassen, nicht glauben. Verstört laufe ich noch immer zu Fuß, und wenn ich ja einmal in einen Straßenbahnwagen steige, so ist's regelmäßig der falsche, und wenn ich ihn wieder verlasse, um den richtigen zu entdecken, so stürze ich in der Aufregung mit einer Leidenschaft auf den Boden, als wenn meine Leben eine riesige Unfallprämie zu erwarten hätten. Ich finde mich in den alten Zustand nicht wieder, und verfluche diese Dividenden gebärenden Ungetüme, die mit Donnergepolter Hejagaden auf friedsame Nerven veranstalten. Ich ertrage diese elektrischen Schicksalschläge nicht mehr, und alle meine Hoffnung ruht auf dem Eisenbahnminister, daß er durch seine preußische Schneidigkeit die ihm befreundete Direktion der Straßenbahn allzu scharf mache. Dann könnte der Mai vielleicht doch zweimal im Jahre blühen.

Auch sonst erlebt man nichts wie Unheil in diesen peinvollen Tagen. Man hatte sich so hübsch an die lex Heinze gewöhnt, sie gehörte zu unsren notwendigen geistigen Lebensmitteln. Wie soll ich jetzt meinem Jungen das Buchstabieren beibringen!

Dieser Bengel hat nämlich so feine eigentümlich hartnäckige Welt- und Lebensanschauung. Er lautiert ja ganz richtig: „f—ei—l, wenn er dann aber die Laute zusammenbringen soll, schreit er plögllich „Stulle“ und läuft in die Küche hinaus. Oder er sagt hinter einander, indem er mit dem Nagel des linken Zeigefingers jedem Buchstaben in der Fibel eine tiefe graufame Kratzwunde versezt: „m—au—s“, in der Zusammensetzung aber wird das Lautgebilde dann zumeist zu einer „Sou“, in jelteneren Fällen zu einer „Gule“. Es gab nur ein Mittel, um das Kerlchen zur richtigen Ordnung der Dinge zu rufen. Ich schrie ihn mit schredhaft rollenden Augen an: „lex kommt!“ Dann erschauerte er, buckte sich und mit der strogenden Flüssigkeit eines Ostruktionsredners ging es ebenso atemlos wie korrekt: „f—ei—l seil, m—au—s maus, r—ei—n rein.“

Nun ist die lex nicht mehr, sie ist ein Gespenst von vorgestern, an das ich als angeklärter Mensch nicht glauben und folglich auch nicht als Vater und Nuschhilslehrer von ihm Gebrauch machen darf. Ich habe kein pädagogisches Drogenmittel mehr, wieder wird aus einem f—ei—l eine Stulle werden. Ich fürchte, mein Junge wird unter solchen Umständen niemals lesen lernen. Ich bin durch die elende Feseitigung der lex in eine größere Verzweiflung versetzt worden, als selbst die Haushälterinnen der lex-Kapläne, die in ihrem Schmerz zwar für vier Wochen Trauerkleidung anlegen, die aber doch immerhin für gewöhnlich keinen Duben nachhilfsweise das Lesen beibringen müssen. Jetzt bin ich waffenlos. An die lex hat der Junge geglaubt, über den schwarzen Mann lacht er, und was den lieben Gott anlangt, so ist er der Meinung, daß er identisch mit dem Müller in der Windmühle sein müsse, die weil der Herr Lehrer versichert, daß der liebe Gott uns das Brot gebe. Wir beziehen nämlich das Brot aus einer Windmühle.

M—au—s sau! Im Nebenzimmer betreibt der ungeratene Sproßling eben wieder diese unerhörte Fälschung der Naturgeschichte. Auf einmal stürzt er zu mir herein und blinzelt mich listig an: „Du kommst denn lex nicht mehr?“

„Nein“, stöhne ich ans waidwundem Herzen.

„Warum denn nicht?“

„Lex ist tot!“, erwidere ich mit tonloser Stimme — —

Fort ist der Junge, springt über einen Stuhl, wirft die Fibel in die Luft, daß die Blätter fliegen, und stürzt zu der kleineren Schwester mit der frohen Heilsbotschaft: „Du, weißt Du, lex ist tot, jetzt kannst Du nachts immer —“

Es handelt sich um eine tieftraurige Erscheinung des Volks- und Menschenlebens, die ohne unzüchtig zu sein, doch die Schamhaftigkeit namentlich der Personen verlegt, die genötigt sind, die Wäschestücke von Individuen in allzu kindlichem Alter zu waschen. Mit der Ankündigung: „lex kommt!“ hatten wir auch gegenüber den nächstlichen Attentaten auf die Schamhaftigkeit, die sich unsre zweijährige Frauenperson nicht selten erlaubt, große Erfolge erzielt. Wie sollen wir jetzt für die Hebung der kindlichen Sittlichkeit und die Milderung der großen kleinen Wäsche wirken? Nachdem der Junge der Schwester das Geheimnis verraten, ist für die kommenden Nächte das schlimmste zu befürchten.

Man hätte doch wenigstens noch so lange die namentlichen Abstimmungen im Reichstag fortsetzen sollen, bis der Junge das Leben und die Schwester die Schamhaftigkeit gelernt hat. Der plöglliche Abbruch der gedeihlichen Beratungen hat zerstörend in mein Familienleben eingegriffen. Ich habe das Recht und die Pflicht, von der Regierung wie von den regierenden Parteien zu verlangen, daß sie alsbald einen Ersatz für die gemenechte lex beschaffen. Sonst mache ich sie — darin halte ich es mit Herrn v. Thielen — verantwortlich für alle Ausschreitungen, die das Geschwisterpaar jetzt und künftig begeht. —
Joc.

Kleines Feuilleton.

g. Ein Narr. „Aber er ist zu schwach, viel zu schwach!“ Der alte Buchhalter trommelte auf dem Balk und misierte den Jungen noch einmal mit einem prüfenden Blick, dann wandte er sich wieder zu der Mutter: „Sie denken sich das vielleicht nicht so. Das Gängegehen und so weiter ist ja nicht schwer, aber er müßte auch mit beim Baden helfen, und das kann er nicht. Die schweren Stahl- und Eisensachen — es wäre geradezu gewissenlos, wenn ich ihn engagieren wollte.“

„Ja, ja!“ — Sie nickte verlegen und sah auf den Knaben nieder: „Ja, piepfig ist er ja man. Des hat er von seinem Vater. Ich würde 'n ja auch nich weggeben, aber sehen Se, wo nu das Unglück mit mein'n Mann war, da müssen die Kleener auch mit ran. Und ich freute mir schon, weil in's Blatt stand zwei Mark die Woche.“

„Ja das giebt der Chef allerdings. Aber, wie gesagt, sehen Sie — ich möcht' es doch nicht riskieren. Die Arbeit ist zu schwer für ihn.“

„Ach ich wer' sie schon machen können!“ Der Knabe sah zu dem Herrn auf: „Ich kann schon arbeiten.“

„Ja, des kann er ja —“ Die Mutter fuhr ihm liebevoll mit der Hand durch das Haar. Wirklich glauben Sie man, er is sonst ganz kräftig — meine Nähmaschine hebt er ganz alleine auf. Aber na, wenn Se wirklich meinen, — überanstrengen soll er sich natürlich nicht. Ach je, und wir kommens so gut gebrauchen!“ Sie seufzte.

„Na Sie werden ja auch noch 'ne leichtere Stelle für ihn finden, ist ja sonst ein netter Junge.“ Der alte Herr klopfte dem Knaben ermutigend auf die Schulter. „Gehen Sie doch mal mit ihm hin!“

über nach Brennings Papierfabrik, da giebt es ja öfter leichte Klebearbeiten, am Ende bringen Sie ihn da an."

"Ja, glauben Sie?"

"Sicher ist es natürlich nicht, aber lassen Sie ihn doch vormerken und —"

"Was ist denn eigentlich hier los, Möller?" Die Thür hinter dem Pult, welche zum Privatcomptoir führte, öffnete sich, der Chef steckte den Kopf heraus. Der Buchhalter drehte sich um: "Ach, die Frau kommt auf das Insulat, Herr Bengler. Ich habe aber schon gesagt, es ist nichts, der Junge ist zu schwach."

"So, zu schwach?" Der Chef trat vollends herein: "Lassen Sie doch mal sehen. Nur ja, klein ist er ja nur."

"Zum Baden könnten wir ihn nicht gebrauchen," warf der Buchhalter ein.

"Aes — zum Baden allerdings nicht" — der Chef nickte, "sonst ginge er ja — Sie sind die Mutter?" Er wandte sich an die Frau — "n Vater hat er wohl nicht mehr?"

"O doch!" die Frau trat wieder näher: "Mein Mann ist Tischler, aber er liegt mir schon vier Wochen . . ."

"So, so!" Der Chef unterbrach ihre Rede. "Wie alt ist denn der Junge eigentlich?"

"An auf'n Herbst wird er vierzehn. Gott ja, klein ist er ja und wenn der Herr da meint, daß es zu schwer ist . . ."

"Na, das könnte man am Ende einrichten." Der Chef strich nachdenklich den Bart. "Es liegt Ihnen doch wohl daran, daß der Junge schnell was verdient, nicht wahr? Wie heißt er denn eigentlich?"

"Freie Miesner!" Der Knabe antwortete an ihrer Stelle. "Ich wer' mir auch immer ranhalten, ach bitte, nehmen Sie mir doch."

"Nun, wir könnten es ja mal versuchen. Was meinen Sie Möller?" Der Chef dreht sich zu dem Buchhalter um. "Dann muß der Hausdiener das Baden noch weiter allein besorgen und der Junge nimmt ihm nur die Gänge ab."

"Ja, wenn Sie es so einrichten wollen." Der Buchhalter sah den Chef befremdet an.

"Ja, natürlich, das machen wir! Na, Freie Miesner, dann sei morgen mittag hier!"

Mit strahlenden Gesichtern entfernten sich Mutter und Sohn. Der Buchhalter wandte sich seinen Rechnungen zu, auch der Chef kamte in den Büchern, dann sah er plötzlich auf und sagte: "Wissen Sie auch, daß Sie eigentlich ein Narr sind, Möller! Schicken den Jungen weg, wo man froh sein kann, daß man überhaupt so 'ne billige Hilfe bekommt!"

"Ja, ich wußte doch nicht, daß Sie es mit dem Baden so einrichten wollen!"

Der Chef antwortete nicht, nach einer Weile lachte er ärgerlich auf: "Na, und wenn der Bengel dabei hilft, wird es auch nichts schaden; aber, wie gesagt, Sie sind manchmal ein Narr, Möller, ein kompletter Narr!"

ek. **Niccolò Paganini in Berlin.** Vor sechzig Jahren, am 27. Mai 1840, starb in Nizza der große „Zauberer auf der G-Saite“, Niccolò Paganini, von dessen Spiel die Ueberlieferung Wunderdinge zu berichten weiß. Es war im Jahre 1820, als die Berliner Kunstwelt durch die Nachricht, Paganini käme auf seiner großen Kunstreise durch die Hauptstädte Europas auch nach Berlin, in die größte Aufregung versetzt wurde. Geheimnißvolle Gerüchte liefen vor ihm her; der Nimbus des Dämonischen und Unheimlichen umgab seine Persönlichkeit. Er sollte, wie der Berliner Musiktheoretiker Marx in seinen „Erinnerungen“ erzählt, ein entsprungenes Galereisklave sein, der wegen einer Verschwörung zum Tode verurteilt, dann aber zur Galere begnadigt worden sei. Seine Geige habe er auf die Galere mitnehmen dürfen; da er aber mit seinem Spiel seine Mitgefängenen zu sehr aufgeregt, so habe man alle Saiten bis auf die G-Saite abgeschnitten; aber auf dieser habe er weitergespielt und sich eine wunderbare Fertigkeit im Spiel darauf erworben. Der Gang Paganinis sei die Folge des langen Kettentragens. Noch romantischer klang eine andre Sage: Paganini habe einst ein heiß geliebtes Mädchen im Arme eines andern überfallen und aus Jähzorn und Eifersucht niedergestochen. Nun irre er ruhelos in der Grenda umher und lasse seinen Schmerz und seine Reue in seinem wunderbar ergreifenden Weigenpiel ausüben. Am 4. März 1820 trat Paganini im überfüllten Konzertsaal des Schauspielhauses zum erstenmal vor das Berliner Publikum. „Unhörbaren Schritts“, schreibt Marx, „unvorgehen, einer Erscheinung gleich, war er an seine Stelle gelangt, und schon tönte, sprach seine Geige zu der Menge, die noch atemlos hinstarrte nach dem totenbleichen Mann mit dem tief eingesenkenen, wie schwarze Diamanten aus dem bläulichen Weiß hervorfunkelnden Augen, mit der überfüllt gezeichneten römischen Nase, mit der hochgewölbten Stirn, die sich aus dem schwarzen, wild durcheinander geworfenen Lockengewirr des Haupthaars hervorhob“. Schon nach dem ersten Stück brach ein jeder Beschreibung spottender Beifall los. Das Publikum geredete sich wie toll, der Applaus artete in ein Beifallsrauschen aus; die Männer klatschten und schrien dem Virtuosen zu, sie stiegen auf die Stühle, während die Damen sich über die Logenbrüstungen hinauslehnten und thönenden Auges mit den Tafelentwärgern winkten. Diese Beifallsrauserei erneuerte sich nach jeder Nummer, und Paganini sagte in Erinnerung an

die Wiener Beifallsstürme nach Schluß des Konzerts: „Io son di nuovo in Vienna“. Welchen Eindruck sein Spiel auf die Zuhörer machte, das zeigen auch die Stimmen der damaligen Berliner Kritik, die vor einiger Zeit im „Bär“ zusammengestellt wurden. So schreibt Marx, bald kaufte seine Geige „Bang, wie in früher Liebesnot“, bald klang sie „zwischen Lachen und Weinen“, „zwischen Liebessehnen und höhnischem Verrat“. In den schmerzenden Gesang, wie er nie auf einer Geige gedacht worden ist“, warfen sich die „Witze eines höhnisch verführten Humors“, und urplötzlich erklangen schneidende Töne, daß „man meinte, er schlage das Instrument, wie in wahnsinniger Liebesweh jener unglückliche Jüngling das Bild der Treulosen, Gemordeten zart formt und grünnig zerkrümmert und wieder unter Thränen zart formt“. In einer andern Kritik heißt es: „Paganini ist Lust, Hohn, Wahnsinn und glühender Schmerz, bald dies, bald jenes. Die Rührung, die er bereitet, zerstört er im nächsten Augenblick durch grelle, unschöne Stücke, durch freche, unpassende Capriccios. Er kracht und schobt manachmal ganz unerwartet, als ob er sich schämte, einem weichen, edlen Gefühle so eben gehuldigt zu haben, und im Augenblick, wo man sich unwillig abwenden möchte, hat er die Seele schon wieder mit einem goldnen Faden umschlungen und droht sie dem Zuhörer aus dem Leibe zu ziehen.“ Ein dritter Kritiker sagt im „Berliner Konversationsblatt“: „Paganini hat in seiner Violine vier bis fünf Instrumente stecken, die er bald abwechselnd, bald zusammen spielen läßt, so daß man zugleich mit der Violine auch Flageolet, Cello, Harfe und Flöte zu hören glaubt. Und dies alles leistete er mit allein auf den gewöhnlichen vier, sondern auf e i u e r, auf der g-Saite.“ Von Konzert zu Konzert steigerte sich der hochgradige Enthusiasmus; Paganini spielte später im Opernhaufe, das auch bis auf den letzten Platz besetzt war. Die kleine Minderheit der nächsten Gesellschaften verpötte die kleine Paganini-Mausch vergeblich in Wort und Bild, so Saphir in seiner „Schneltpost“ und A. Schröder in der Charakteristik eines Paganini-Konzerts, in welchem Mänlein und Weiblein sich in drangvoll stürzender Eile das Zeug vom Leibe reißen. Die Entländerhüte, die Damenstühle, die Akteurbedecke fliegen durch den Konzertsaal, eine fortpulsende Kunst-Enthusiasmus mit Gewalt von ihrem entsetzten Ehegatten von der Erläuterung des Podiums zurückgeholt werden; alles drängt und stößt sich, um den großen „Zaubermeister“ aus nächster Nähe zu hören und zu sehen. —

Astronomisches.

— **Kohlenstoff auf der Sonne.** Nachdem schon von Nowland die Existenz von Kohlenstoff auf der Sonne vermutet worden ist, es aber nicht gelingen wollte, wegen der Beobachtungs-schwierigkeiten (wie bei der Frage nach dem Sauerstoff der Sonne) zu einer Entscheidung zu kommen, hat man jetzt mittels des 40zölligen Miesnerrefraktors und eines vorzüglichen Gitterspektroskops auf der Hertzs-Sternwarte bei Chicago in der Chromosphäre der Sonne das Bandenspektrum des Kohlenstoffs konstatiert. Dieses Spektrum besteht aus fünf Streifen, von denen der gelbe schon 1807 gesehen worden ist. Der gelbe konnte aber erst 1899 nachgewiesen werden. Die Kohlenstoffschicht der Sonne scheint nach den Beobachtungen sehr dünn, kann eine Sekunde (100 Meilen) breit zu sein und unmittelbar auf der Photosphäre der Sonne zu ruhen. Bei der geringfügigkeit der Kohlenstoffschicht gehören außer Instrumenten ersten Rangs ganz vorzügliche Luftverhältnisse dazu, um das Kohlenstoffspektrum sehen zu können. Dieser Umstand erklärt, warum sich der Nachweis von Kohlenstoff auf der Sonne hat so lange nicht erbringen lassen. — (Prometheus.)

Humoristisches.

— **Die Probe.** „Nun“, meint der Herr Inspektor Halbant, „ich bin ja nicht unzufrieden, mein lieber Herr Lehrer! Aber eines: Sie müssen mehr mit der Kreide arbeiten! Mehr Aufsatzmangelunterricht! Was das Kind sieht, begibt es! Immer alles vorzeichnen —“

„Ach“, seufzt der Dorfschullehrer, „wenn ich das nur könnte!“ „Kappellapapp!“ entgegnet der Inspektor eifrig. „So ein bißchen Künstler muß der Lehrer immer sein! Lassen Sie auf! Ich zeichne hier mit wenigen Strichen eine Gulle an die Tafel! . . . Sehen Sie — so! Nun geben Sie mal acht! . . . Also lieber Kleiner“, wendet er sich an einen aufgeweckten dreizehnjährigen Jungen, „was ist das?“

Der Kleine betrachtet sich das Gebilde von Inspektorshand eine Weile; dann sagt er entschieden: „Eine Sau!“

Mit unmutigem Brummen wendet sich der Herr Inspektor, seinen Zorn verwindend, nach der Mädchenseite. „Nun, mein Kind“, lächelt er ein hübsches Blondköpchen an, „sag' Du's: Was ist das?“

Auch das Dümlein sieht die Zeichnung eine Weile an; dann entgegnet sie kontraigiert und bestimmt: „Eine Sau!“

Jetzt schlägt der Herr Inspektor die Hände über dem Kopf zusammen. „Wie“, ruft er empört in die Schule hinein, „was ist das?“

Aus fünfzig freichen Reihen schallt ihm einmütig und überzeugt entgegen: „Eine Sau!“ —

(Hfig. Bl.)